

# Anna von Moor und das Haus auf der Quader

Autor(en): **Fravi, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **15 (1973)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550611>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

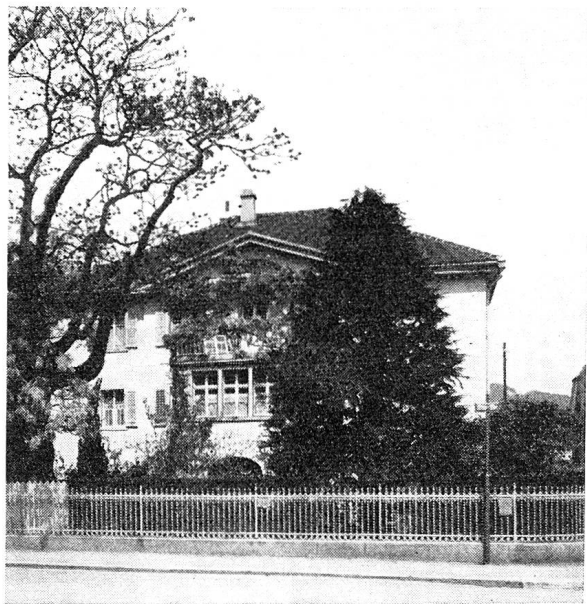
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Anna von Moor und das Haus auf der Quader

von Paul Fravi

Wenn auch nur ein gutes Vierteljahrhundert seit dem Tode der Anna von Moor vergangen ist, vermögen sich die wenigsten von uns Heutigen mehr an sie zu erinnern. Nachdem sie den größten Teil ihres Lebens außerhalb ihrer engeren Heimat und im Auslande verbracht hatte und erst in hohen Jahren in ihre Vaterstadt zurückgekehrt war, fand sie den Anschluß an die Gegenwart nicht mehr. Für sie war die Zeit stehen geblieben; unbekümmert um die veränderten Verhältnisse und ihre Umwelt lebte sie nach ihrer Rückkehr nach Chur, als ob es keinen Unterbruch gegeben hätte, ihre Jugendtage weiter. Einsam und doch nicht vereinsamt, gescheit, im Geist zurückgewendet und doch an allem Neuen interessiert, fühlte sie sich nur im Kreise Gleichgesinnter wohl. Selbst ein Stück Alt Chur, verbrachte sie ihre Stunden und Tage mit dem Erzählen und der Niederschrift ihrer Erlebnisse und Eindrücke aus ihrer Jugendzeit. Sie sprach ein gewähltes, an das Hochdeutsche anklingendes, klangvolles, schon damals etwas altväterisches Churer Deutsch, und von ihrer Person ging eine Ausstrahlung aus, die nur an wenigen Stellen ihrer Schriften voll zum Ausdruck kommt.

Ihr bedeutender Großvater Theodor von Mohr — die romanische Schreibart Moor hat erst sein Sohn eingeführt — hat seinen Biographen in Christian Schmid gefunden, und ihr Vater Conradin von Moor hat sich in seiner Selbstbiographie sein eigenes Denkmal gesetzt; sein Leben und sein Wirken sind zudem in einer Arbeit von Otto Clavuot geschildert



worden. Größe und Bedeutung des Großvaters und Vaters hatte Anna von Moor nicht erreicht, wohl aber sind deren intellektuelle Beweglichkeit und geistiger Schwung auf sie übergegangen. Beiden Vorfahren, besonders ihrem Vater, ist die Anerkennung ihrer wirklichen und großen Verdienste um die bündnerische Geschichtsforschung während ihres Lebens versagt geblieben und wurde erst späteren Generationen vorbehalten. So sei, ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode, auch Anna von Moor in Liebe und Anerkennung gedacht.

Die ersten urkundlich überlieferten Vertreter der Familie von Moor waren zu Anfang des 13. Jahrhunderts Dienstmannen des Bischofs von Chur im Engadin, wo sie den

Mohrenturm in Zernez bewohnten. In den folgenden Jahren amtierten verschiedene Mohr als Vögte auf den Burgen Ramosch, Steinsberg und Tarasp. Im Jahre 1627 wurde Joseph von Mohr aus Zernez Bischof von Chur. Nachdem die Familie zum Protestantismus übergetreten war, wandten sich einige von ihnen dem Prädikantenberuf zu, auch Jakob Conradin, 1758—1830, von dem der Geschichtsforscher Theodor von Mohr, 1794—1854, abstammt. Theodor war eine bedeutende Persönlichkeit, geistvoll und unternehmend. Ohne sein Theologiestudium in Bern vollendet zu haben, kehrte er in sein Heimatdorf Susch zurück, übersiedelte dann nach Chur, wurde in den Großen Rat gewählt, später zum Bundesstatthalter des Gotteshausbundes und 1827 zum Abgeordneten an die Tagsatzung. Von bleibendem Werte sind seine historischen Arbeiten und seine Urkundensammlung. Als Historiker ebenso bedeutend wie sein Vater war Peter Conradin von Moor, 1819—1886. In seiner Jugend wohnte er abwechselungsweise bei seinen Großeltern im Engadin und seinen Eltern in Chur, wo er die evangelische Kantonsschule besuchte — damals war die bündnerische Kantonsschule noch konfessionell getrennt — und kam 1834 an das Gymnasium von Wetzlar, eine der bedeutendsten Mittelschulen Deutschlands. Hier hat er bleibende Eindrücke und den Grundstock für seine spätere Ausbildung empfangen. Im Mai 1839 bezog er die Universität Heidelberg, später Berlin, um dort die Rechte zu studieren. Ohne Abschluß verließ er im März 1841 Berlin und sein Studium und kehrte zu seinem Vater nach Chur zurück, wo dieser inzwischen das Haus auf der Quader erworben und vergrößert hatte. Zunächst beschäftigte sich Conradin im väterlichen Anwaltsbüro, fand darin aber nicht die geringste Befriedigung. Nachdem er sich ohne Erfolg auf belletristischem Gebiet versucht hatte, wandte er sich der Geschichtsforschung zu. Sein zusammen mit seinem Vater verfaßter «Codex Diplomaticus», eine Sammlung bündnerischer Urkunden, und seine zweibändige «Geschichte von Currätien und der Republik

gemeiner drei Bünde» waren wegweisend und für die Geschichtsforschung von großem Wert. Zu seiner Zeit fanden diese Arbeiten freilich wenig Beachtung; er mußte sie teilweise auf eigene Kosten drucken lassen und hat damit den größten Teil des ererbten Familienvermögens aufgebraucht und darob seinen finanziell einträglichen Beruf als Vertreter schweizerischer und ausländischer Versicherungsgesellschaften vernachlässigt. Verarmt, vereinsamt und enttäuscht starb er am 25. Juni 1886. Sein Hinschied wurde in der Öffentlichkeit kaum beachtet und hat nur einen dürftigen Widerhall gefunden.

Anna Elisabeth von Moor stammt aus der ersten kurzen Ehe ihres Vaters mit Flandrina von Albertini, die ein knappes halbes Jahr nach der Geburt an der Auszehrung gestorben ist. Aus der zweiten Ehe mit Johanna Josepha Elisabeth Handner aus Wetzlar sind fünf Knaben entsprossen, die alle von Chur weggezogen sind; nur Anna kehrte in ihren alten Tagen, längst nach dem Tode ihres Vaters, in ihre Heimatstadt zurück. Nachdem Vater und Großvater ihr Leben der Wissenschaft geopfert und darob ihr Vermögen verloren hatten, ist es begreiflich, daß Anna und ihre Stiefbrüder eigene Wege gehen wollten. Der älteste, Theodor, 1854—1881, war Architekt, arbeitete auf Pflanzungen in Sumatra und ist siebenundzwanzigjährig in Kairo gestorben. Über den ebenfalls frühen Tod des zweitältesten, Conradin, 1856—1896, der vom Schiffsjungen zum Seeoffizier beim Norddeutschen Lloyd aufgestiegen war und in der Nacht vom 7. auf den 8. Dezember 1896 mit dem Reichspostdampfer «Danzig» an der spanischen Küste unterging, erschien im «Freien Rätier» vom 25. Dezember 1896 ein Nachruf. Maximilian Albert, 1858—1907, war als Kaufmann in Winterthur tätig, wo jetzt noch Nachkommen von ihm leben. Joseph Egon, 1860—1906, und der jüngste, Ludwig Anselm, 1863—1931, wanderten nach Rußland aus, wo sie bis zu ihrem Tode geblieben sind, ohne in die Heimat zurückzukehren.



Chur um 1880

Anna von Moor besaß eine bemerkenswerte Ahnenreihe, und das ihr zugekommene geistige Erbe war beträchtlich. Ihr Vater hat ihr seine Erzählerkunst und Reiselust vererbt, von beiden hat sie ausgiebig Gebrauch gemacht. Sein fröhliches, leutseliges Wesen hingegen, mit dem er sich so viele Freunde zu gewinnen verstanden hatte, scheint sich nur in geringerem Maße auf seine erstgeborene Tochter übertragen zu haben. Dies vielleicht auch deshalb, weil sie schon in jungen Jahren auf sich selbst gestellt war und sich ihren Unterhalt in der Fremde selber verdienen mußte. Von kleinem, beinahe zwergenhaftem Wuchs, wußte sie aber durch ihr schlagfertiges Wesen zu imponieren und sich durchzusetzen. Ihrer ganzen Wesensart nach war sie eher zurückhaltend und verschlossen und sprach, wenn sie auch im persönlichen Kontakt sehr unterhaltend sein konnte, nie von sich selber und ihrer Vergangenheit. Einzig von ihrer im Hause auf der Quader verbrachten Kindheit sprach und schrieb sie gerne und ausgiebig. Mit Liebe, beinahe mit Leidenschaft erzählt sie von Haus und Garten, vom Leben und Leuten im alten Chur, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese Tage ihrer erwachenden Jugend zu der schönsten Zeit ihres langen Lebens gehört haben.

Es fällt nicht leicht, sich ein klares und deutliches Bild von Anna von Moors bewegtem Lebenslauf zu machen. Alle ihre persönlichen Bekannten, die noch etwas über sie aussagen könnten, sind längst gestorben. Wohl hat sie gar manches über ihre Kinderzeit geschrieben — ich kenne ein rundes Dutzend Erzählungen und Berichte aus ihrer Feder —, aber in allen hat sie scheu vermieden, etwas über sich selber oder ihre Familie auszusagen; sie ging sogar so weit, daß sie von ihr angeführte Stellen aus der Selbstbiographie ihres Vaters mit «Nach Aufzeichnungen des Studiosus Balthasar» umschrieb. Ihre bedeutendste Veröffentlichung ist das seit langem vergriffene Büchlein «Aus bewegten Tagen. Eine Alt Churer Geschichte aus dem Süß Winkel»; auch darin findet sich nichts, das auf sie selbst oder ihr Leben Bezug hätte.

Anna von Moor wurde am 31. Oktober 1847 in dem von ihr so geliebten und eindrücklich beschriebenen Hause auf der Quader geboren. In diesem Hause durchlebte die kleine Anna, betreut von ihrer Tante Louise, eine glückliche Kindheit, die später durch die finanziellen Schwierigkeiten ihres Vaters etwas getrübt sein mochte, da er gezwungen war, den größten Teil des weiträumigen Hauses zu vermieten. Eben diese Schwierigkeiten

zwangen Anna und ihre fünf Stiefbrüder, sich nach abgeschlossener Schulbildung nach einem eigenen Erwerb umzusehen. Wohin sie sich wandte und was sie unternahm, steht nirgends aufgezeichnet. Einen Beruf hatte sie wahrscheinlich nicht erlernt, sondern verließ sich auf die Gewandtheit ihrer Feder und arbeitete als Korrespondentin für schweizerische Zeitungen im Ausland, so auch in Saloniki, Konstantinopel, Mazedonien und Rußland. Vielleicht war sie dort auch als Hauslehrerin tätig. Während oder nach dem ersten Weltkrieg kehrte sie in die Schweiz zurück und lebte in Zürich als Mitarbeiterin der «Neuen Zürcher Zeitung» und einiger Zeitschriften. Erst 1933, zehn Jahre vor ihrem Tode, fand sie den Weg in ihr geliebtes Chur zurück. Auch hier war sie rastlos tätig; wie von einer Flut alter Erinnerungen überwältigt, schrieb sie in voller geistiger Frische und Spannkraft von vergangenen Sitten und Zeiten, von der Stadt und ihren Leuten, die sie in ihrer Jugend noch gekannt haben mochte. Aber in ihrem letzten Lebensjahre ist es ruhiger um sie geworden, und Mitte Februar 1943 ist sie still entschlummert. Auf einer schwarzen, in die Mauer eingelassenen Marmortafel mit dem Mohrenkopf im Familienwappen auf Daleu ist schlicht ihr Name «Anna von Moor, 1847 bis 1943» als letzte Vertreterin ihres Geschlechtes in Graubünden eingraviert.

Graubündens liebenswürdiger Chronist Nicolin Sererhard, 1685—1755, gibt eine anschauliche Schilderung der Quader: «Nebst der Molinera, welche schon vor etlichen seculis an das Bistum Chur kommen, besitzt der Bischof zu Chur auch die schönste Gütter. Nächst am ndern Thor gehören ihme die zwei ansehnlichen Stück Wiesenfeld, die Quadren genannt, zwischen welchen hin eine recht lustige Landstraße auch noch fernerhin zwischen den Baumgärten und Weinbergen ein halb Stund weit hinführt bis gen Masans.»

Die Kleine oder Obere Quader, auch Quadretta genannt, erstreckte sich etwa vom Untertor bis zum heutigen Montalin-Schulhaus und in der Breite von der Loëstraße bis

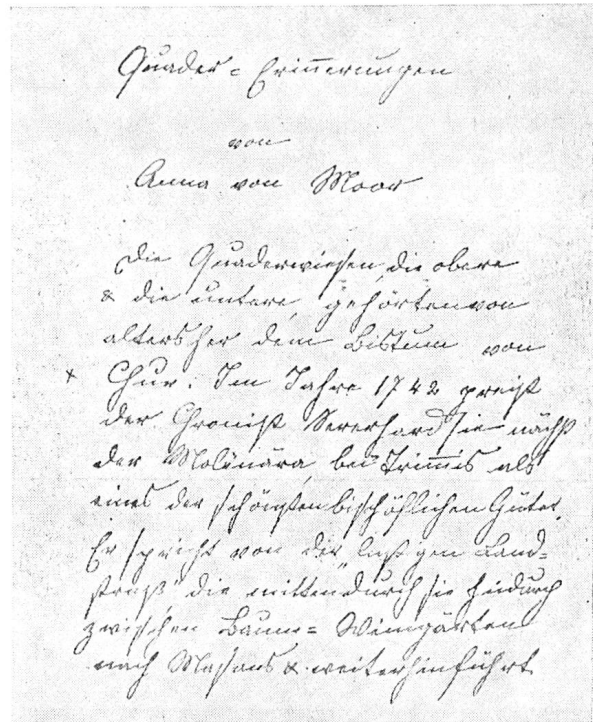
zur Masanserstraße. Die Große oder Untere Quader umfaßte das Gebiet von der damals noch pappelbesäumten Masanserstraße bis gegen den Bahnhof, war also bedeutend größer. Hier, wo man zur Zeit der Moor noch mitten auf dem Lande lebte, stand das Haus auf der Quader. Quadra, dem germanischen Gewann entsprechend, bedeutete im romanischsprachigen Graubünden gute, fruchtbare Äcker und wird heute mehr als Flächenmaß gebraucht. Die Churer Quader wurde zusammen mit anderen Grundstücken im zehnten Jahrhundert vom deutschen Kaiser Otto I. dem Großen dem Bischof Hartbert von Chur geschenkt und ihm zugleich auch das Münzregal verliehen. Ein Jahrtausend später sind in Erinnerung an diese Schenkung die Otto- und Hartbertstraße auf die Namen des Schenkers und Beschenkten getauft worden. Das Gut, wo Theodor von Mohr sich nach seiner Übersiedlung aus dem Engadin nach Chur niedergelassen hatte, erstreckte sich von der Ottostraße bis zur Rigastraße hinunter und vom Ottoplatz bis zur Alexanderstraße hin, ein ansehnliches und in sich abgeschlossenes Besitztum. Damals wurde die Quader noch von keiner Straße durchquert. In diesem Hause, das Theodor von Mohr bedeutend vergrößern ließ, hat seine Enkelin Anna ihre unbeschwertere Kindheit verbracht. Auf der Ostseite führte der Hauseingang direkt auf einen Wiesenpfad; erst ein späterer Besitzer hat einen schmalen Gartenstreifen dazu erworben, der das Haus gegen den jetzigen Ottoplatz abgrenzt. Das sehr alte und anfänglich viel kleinere Haus auf der Quader diente vermutlich als Verwaltungsgebäude des Gutes und stand allein und einsam, wie auf frühen Stichen noch zu sehen ist, inmitten der Baumgärten, Weinberge und von Wassergräben durchzogenen Wiesen. Die Mohr gehörten zu den angesehensten und wohlhabendsten Familien Churs. Hier auf ihrem Gute fanden oft gesellschaftliche Zusammenkünfte und Gartenfeste in biedermeierlicher Fröhlichkeit statt. Annas Vater, Conradin von Moor, sang zur Laute, war witzig und geistreich und ein stets gern gesehener Gesellschafter. Erst im 19. Jahrhun-



dert, als die Stadt aus ihren Mauern herauszutreten und sich gegen Masans auszuweiten begann, und anfangs unseres Jahrhunderts verkaufte der Bischof nach und nach sein Gelände auf der Quader. Auch Theodor von Mohr, dem ein Großteil der Kleinen Quader eignete, hat, wohl auch um die Herausgabe seiner Bücher zu finanzieren und weil er, wie er selber einmal schrieb, «ökonomische Verluste» erlitten hatte, sein Besitztum zusehends verkleinert, bis nur noch das Haus auf der Quader mit seinem umliegenden Garten übrig geblieben ist.

Die «Quader Erinnerungen» hat Anna von Moor auf Bestellung geschrieben. Sie sind dem Wunsche entsprungen, etwas mehr über den im Legendenhaften verbliebenen Ursprung des Hauses auf der Quader zu erfahren. Diese Erinnerungen gehen aber weit darüber hinaus und erzählen auf 38 mit ihrer schönen deutschen Handschrift beschriebenen Seiten über die damaligen Bewohner, das Haus, die Umgebung und schließlich über die ganze Stadt. Unbekümmert um Anklang und Publikum schrieb sie noch kurz vor ihrem Tode ihre Erinnerungen an ihr Vaterhaus nieder, wie sie ihr gerade in die Feder flossen, und wohl deshalb klingen sie auch heute noch so frisch und ungekünstelt, was von ihren übrigen Arbeiten nicht durchwegs behauptet werden kann. Die «Quader Erinnerungen» sind Manuskript geblieben; ihre auszugsweise Veröffentlichung erfolgt hier zum ersten Male.

«Die Quaderwiesen, die obere und die untere, gehörten von altersher dem Bistum von Chur. Das Quadergut weist durch verschiedene, untrügliche Merkmale auf ein beträchtliches Alter hin. Als im Jahre 1834 das Haus nebst allen dazu gehörenden Nebengebäulichkeiten und Grund und Boden von Bundesstatthalter Theodor von Mohr käuflich erworben wurde, ließ der neue Besitzer das Haus sofort durch Aufsetzen eines zweiten Stockwerkes vergrößern und seinen Bedürfnissen anpassen. Der erste Stock sowie die im Erdgeschoß enthaltenen Räume blieben ziemlich unverändert. Letzteres zeigt eine ungewöhnliche solide und feste Bauart, besonders dessen rechter Teil, so



kreuzgewölbte Decken, wie man sie vor etwa zwei Jahrhunderten zu bauen noch gewohnt war, und Fenster, die so fest vergittert sind, als ob sie nicht nur gegen Einbruch, sondern auch gegen Überfall schützen müßten. Dinge, derer man übrigens in jenen Zeiten, so weit vor den Stadttoren, gewärtig sein mußte. Auch der ungeheure Baumgarten mußte schon recht alt sein, denn neben jüngeren Bäumen wies er auch uralte Exemplare auf.

Im ersten Stock blieb, wie gesagt, alles so ziemlich wie es war, außer den nötigen Renovationen und dem Getäfer aus gefirnistem Arvenholz in einigen Zimmern, das der neue Besitzer ausführen ließ, in Erinnerung an sein heimatliches Engadin.

Der vor und seitwärts des Wohnhauses sich ausdehnende Garten war durch ein Staket in zwei Teile getrennt. Der vordere war ringsum mit verschiedenartigem Gesträuch bepflanzt, aus dem zwei besonders schöne stattliche Bäume hervorragten: eine schattenspendende Linde mit Ruhebänk und ein exotischer Baum, der alle paar Jahre große lilafarbene Blüten trug. Der Rasenplatz in der Mitte war durch Blumenbeete unterbrochen. Zu beiden Seiten

der Haustüre stand ein Oleanderkübel, Weinreben rankten an der Mauer empor, und in der Ecke, zwischen den Pfosten des Gartengatters und der Hauswand, war diese mit Jasmin bekleidet, und ein diese Ecke ausfüllendes Bänklein stand dort. Der innere Garten war außer ringsum laufenden Blumen, zwischen denen allerlei aromatische Pflanzen wuchsen, mit Gemüse bepflanzt. Buchseingefasste Beete und mit Gerberlohe bedeckte Weglein gaben diesem Garten ein altmodisch heimeliges Gepräge, doch war noch gar vieles darin zu finden.

Im westlichen, vom Mühlebach begrenzten Teil des Baumgartens erhob sich ein sehr alter, merkwürdiger Bau von turmartiger Form. Er war zur Zeit des Bundesstatthalters von einem Ehepaar bewohnt, das zur Hilfe des Knechts in der Besorgung des ungeheuren Baumgartens herbeigezogen wurde. Dieser Bau erinnerte mich stets in seiner Form, besonders aber in der roten Sgraffitomalerei seiner Mauern an den bekannten ‚Roten Turm‘, natürlich im kleinen, unterhalb Masans. Stufen führten zu der Küche und der Wohnstube des Ehepaars hinunter, oben schliefen sie. Die Mauern dieses Turmes waren sehr dick; er mußte schon sehr alt sein, vielleicht sogar älter als das große Wohnhaus.

Einen prachtvollen Bestandteil des Quadergutes bildete der Baumgarten. Abgesehen von der ausgezeichneten Sorte seines Obstertrages war er nicht bloß ein einfacher Grasboden mit Bäumen, sondern er hatte auch seine Romantik. Ungefähr in der Mitte seiner Länge unterbrach eine Bretterwand die grüne Hecke, die ihn von der Quaderwiese und von dem nach dem Turnplatz führenden Fußweg abschloß. Diese Wand, zum Schutz des dort befindlichen Baumgartenhäuschens aufgeführt, ging nur ein Stück weit. Das Häuschen machte einen ungemein wohnlichen Eindruck. Auf festen, weißgetünchten Grundmauern erhob sich ein wind- und wettergebräunter Holzbau. Eine äußere, geschützte Treppe führte zu ihm hinauf, das heißt zu dessen, dem Baumgarten zugewandten Laube. Von dort trat man in ein größeres, einen ganz wohnlichen Eindruck

machendes Gelaß. Auf drei Seiten lief eine Bank den Wänden entlang. Zwei mit Läden versehene Fenster boten die hübsche Aussicht nach der majestätischen Pappelallee und dem Lürlebad. Was aber meine kindliche Bewunderung am meisten erregte, war die gewölbte himmelblaubemalte und mit goldenen Sternen besäte Decke. Diese so idyllische bemalte Zimmerdecke gibt mir jetzt zu denken. Das Häuschen an sich war zu alt, als daß der Bundesstatthalter nach dem Ankauf des Gutes es hätte errichten lassen können, und diese himmelblaue, goldbestirnte Decke wies erst recht auf Zeiten hin, wo man den einengenden Stadtmauern entrinnen wollte, um sich im Grünen, unter Bäumen, bei bescheidener Geselligkeit ergötzen zu können. Zu meiner Zeit und auch schon früher diente dies mit soviel Liebe ausgeschmückte Gelaß zur Aufbewahrung des dünnen Laubes im Winter, im Sommer als oft gewählter Spielplatz für mich und eine gelegentliche Spielgefährtin. Im unteren Raum wurde im Herbst gemostet und Trester gebrannt.

Ganz unten im Baumgarten schlossen eine Reihe gewaltiger Nußbäume und eine Mauer das große Grundstück ab. Auch hier fehlte es nicht an einiger Romantik, die jedoch ganz anders geartet war und deren Sitz ein dem Anschein nach viel älteres Häuschen war, an dessen Gemäuer sich ein knorriger Holunderbaum festgerankt hatte. Auch ihm fehlte die sternengeschmückte Decke nicht, doch entstand sie eher auf natürliche Art durch Löcher im Dach als durch künstliche Bemalung. Immerhin besaß das Häuschen eine feste Türe und ein vergittertes Fenster mit Läden. Es war von einem seltsamen alten Männlein und einer Ziege bewohnt. Mein Großvater hatte Mathiesli, so hieß das alte Männlein, mit seiner unzertrennlichen Gefährtin die Erlaubnis erteilt, hier ihre jeweilige Residenz aufzuschlagen. Da dies begreiflicherweise nur in der guten Jahreszeit geschehen konnte, war die Bedingung gestellt worden, daß die Ziege nur angebunden grasen durfte und daß Mathiesli ein wachsames Auge auf etwaige Schermäuse halten sollte, denn das war offiziell sein Fach.

Nebenbei wußte und konnte das alte Männlein noch gar vieles, so zum Beispiel durch Handauflegen und Besprechen krankes Vieh heilen, für Menschen und Tiere allerhand heilsame Tränklein brauen und war, wie unser Knecht Christa hoch und teuer beschwor, in sehr verborgenen und geheimen Künsten bewandert, die der wißbegierige Christa ihm für sein Leben gern abgelernt hätte. Aus diesem Grunde interessierte er sich ungemein für des Alten Kommen und Gehen und öfteres Verschwinden. Als dieser daher in einem Frühling sich überhaupt nicht mehr blicken ließ, wurde er nicht müde, über dessen Verbleiben nachzuforschen. Christa hatte seine Lehrzeit als ‚Zauberlehrling‘ wohl noch nicht beendet!

Für das leergewordene erste Stockwerk und die übrigen unbenutzten Räumlichkeiten fand sich im Jahre 1854 ein unerwarteter Mieter. Der Bau der Eisenbahn war beschlossen und bereits ins Werk gesetzt worden. Englische Ingenieure sollten ihn ausführen. So belegte denn der Chefingenieur Mr. Heppel die leere Wohnung in der Quader sofort mit Beschlag für seine Familie. Vorerst erschienen Wagenladungen von Kisten und Koffern, dann von Möbeln und allem, was zu einer komfortablen Einrichtung gehörte, schließlich die Familie selbst. Sie bestand aus einer schönen, stattlichen Lady und fünf Kindern, von denen das jüngste ein Säugling war. Dazu die nötige Dienerschaft. In der Quader begann nun ein äußerst lebhaftes Kommen und Gehen, bildete sie doch das eigentliche Herz und Zentrum dieser englischen Invasion.

Besonders in den Läden begann man viel Rücksicht auf die Engländer zu nehmen; sie bedachten in den Warenbestellungen deren Wünsche und Gewohnheiten, brachten doch die ausländischen Gäste eine nicht zu verachtende Einnahme für das kleine Städtchen. Bis jetzt hatte man die englischen Pfund nur in Extraposten vorüberrollen sehen, jetzt befanden sie sich in greifbarer Nähe. Dabei ging von den Engländern eine Anregung aus, die sich auch im gesellschaftlichen Leben bemerkbar machte. Es gab nun Bälle, Soireen und

zahlreiche Anlässe in diesem Winter, der in den Annalen des Churer Gesellschaftslebens zu den vergnüglichsten gerechnet werden durfte. Selbst die Kinder gingen nicht leer aus. Heppels gaben den Auftakt dazu mit einem allerliebsten kostümierten Kinderball, der groß und klein viel Freude verursachte und für den die Geladenen sich wieder revanchieren wollten. Das gute, alte Chur bekam plötzlich einen Stich ins Mondäne, und alles Englische war Trumpf.

Die Erinnerungen aus der Kindheit gleichen einem Film. Lange Strecken wickelt er sich tadellos ab. Plötzlich versagt er; er hat ein Loch. Der Film, das heißt die Zeit, läuft leer, bis sie wieder Bilder bringt. So geht es mir mit dem Schluß der Engländer Erinnerungen. Sie sind fort. Die Bahn ist fertig. Als einziger greifbarer Beweis für die Wirklichkeit dieser vorübergerauschten englischen Episode erschienen mir die roten Plüschmöbel aus dem Heppelschen Salon, die jetzt in unserer Visitenstube standen.

In diesem Sommer wurde die Eisenbahn eingeweiht. Die Hauptfeierlichkeiten vollzogen sich auf dem festlich geschmückten Bahnhof und beim Bankett im Steinbock. Aber auch von der Turnwiese aus konnte man in aller Gemütlichkeit der Einfahrt des ersten Zuges folgen. Viele Zuschauer hatten sich dort angesammelt, für die mannigfache Vorbereitungen getroffen worden waren. An Bänken und Tischen wurde gewirtet, fliegende Händler boten allerlei Eßwaren feil, und an offenem Feuer wurde an Spießen sehr appetitreich duftender Zigeunerbraten zubereitet. Nicht wenige der Zuschauer saßen gemütlich am Boden im Gras, wie auch ich mit meinen Tanten, und ließen sich das Vanilleeis schmecken, das vom Zuckerbäcker Forrer emsig hergestellt und von einem kleinen Gehülfen herumgetragen wurde.

Endlich war der große Augenblick da. Die Lokomotive des kleinen Zügleins schnaubte wie ein schwarzer Osterochse, mit Blumenkränzen behangen, gemächlich daher und war bald den Blicken entschwunden. Ich war aufs höchste enttäuscht. Nach den vorangegange-



nen Schilderungen hatte ich etwas viel Außerordentliches erwartet und war kaum von der Stelle zu bringen, wähnend, es müsse ganz bestimmt noch etwas ganz Besonderes kommen. Chur hatte nun seine Eisenbahn und erfreute sich ihrer nicht mit Unrecht. Das war, so gemächlich sie es auch anfangs nahm, eine andere Reiseart als bisher, wie mein Vater erzählte. In den zwanziger Jahren noch dominierte der berühmte ‚Züribot,‘ der drei volle Tage seine Passagiere in seinem Kasten herumrüttelte, sie dafür aber zur Erholung ihrer schmerzenden Glieder einmal in Walenstadt, das zweite Mal in Uznach schlafen ließ, um sie am Abend des dritten Tages halb gerädert in Zürich abzuliefern. In den dreißiger Jahren war es schon besser. Man fuhr mit der Post einen vollen Tag, eine Nacht und dann noch einen halben, um Zürich zu erreichen, und in den fünfziger Jahren, noch vor der Eisenbahn, brauchte man nur mehr eine volle Tagereise.

Chur schwelgte nun, wie gesagt, im Besitze seiner Eisenbahn. Aber deshalb zogen noch keine fieberhaft hastenden, umwälzenden, Neuerungen verlangende Zeiten ein. Das behagliche, aber einem gemäßigten Fortschritt nicht abgeneigte Leben in der rätischen Kapitale ging in seinem gewohnten ruhigen Gang weiter. Nur das Untertor und einige noch zu der verschwundenen Stadtmauer gehörende Baulichkeiten mußten weichen, um der Gasfabrik Platz zu machen, und anstatt der an Ketten schaukelnden und quitschenden Öllampen gab es nun Gaslaternen.

In der Quader wurden vorläufig keine neuen Bauten errichtet, und die herrlichen Wiesen blieben Jahrzehnte noch bestehen. Lebendig steht ihr Bild in der ganzen Poesie der wechselnden Jahreszeiten noch vor meinen Augen. Die glitzernde, unberührte Schneefläche in der Wintersonne, ihr langsames Zurückweichen gegen die Mauern, die immer größer werdenden schneefreien Flecken, das sprießende erste Grün. Um Ostern das fröhliche Ostereiertreiben der Kinder, das Putschen und Trölen und der uralte Brauch des Eierwettlaufes der Bäckergesellen nach Haldenstein. Dann der Frühling in seiner ganzen

Pracht. Das wogende Gras, rot und gold gepupft von Kleeblüten und Butterblumen, darüber leicht hingeworfen wie ein weißer Schleier die duftigen Dolden des Wiesen schaums. Sommer! Das Heuen, der heimelige Klang des Dengelns, die Stimmen der Heuer und Heuerinnen, das Knarren der hochbeladenen Heuwagen, der Duft des frischgemähten Grases und des Heues, das wie eine mit Wohlgerüchen geladene Wolke über der ganzen Gegend schwebte. Heuen und Emden sind vorüber. Die bunten Wiesenblumen haben der Herbstzeitlose Platz gemacht. Stärker rauscht die Pappelallee im herbstlichen Wind. Das nachspießende Gras ist dem weidenden Vieh preisgegeben, und in sein sanft klagendes Schellengeläut mischt sich der Flügelschlag der in Scharen die Lüfte durchziehenden Zugvögel, eine süß-bange Sehnsucht nach unbekanntem Fernen in den Herzen erweckend . . .

Das lange Eingangsgatter der Quaderwiese ist heute weiter als je geöffnet, und das Stäpflein in der Mauer, das man in gewöhnlichen Zeiten übersteigen mußte, wird ignoriert. Ein großer Viehmarkt findet am oberen Ende der Wiese gegen das Untertor statt. Dieser Quader teil, so nahe am Stadttor und der Ringmauer, mußte in alten Zeiten allerlei mitangesehen haben. In meiner Kindheit ging die dunkle Sage, daß er einst mit Galgen, Rad und Schafott als Richtstätte gedient habe und daß es dort noch spuke, was uns Kindern eine nie versäumte Gelegenheit bot, uns bei einbrechender Nacht dort zu fürchten und stets einen wilden Galopp anzuschlagen, um dem unheimlichen Revier schleunigst zu ent-rinnen. Heute bot es im Gegenteil das lustige, jahrmarktähnliche Bild eines von Nord und Süd befahrenen großen Viehmarktes. Eine Flut von Menschen und Tieren strömt durch das Eingangsgatter. Händler, Verkäufer und Käufer diskutieren, feilschen, schimpfen und spassen in allen Schweizer Dialekten, dazu noch auf italienisch und romanisch.

Am Untertor geht es hoch her. Die Wirtsstuben im ‚Sternen‘, in der ‚Sonne‘ und in der ‚Planaterra‘ können ihre Gäste kaum fassen. Fuhrwerke aller Art füllen die Höfe und ste-

hen auf der Gasse. In den Küchen wird gesotten, gebraten und geschmort, der appetit-reizende Geruch davon dringt bis auf die Straße. Der Veltliner, der Herrschäftler und der nicht zu verachtende Tropfen aus den Churer Weinbergen fließen in Strömen. Die alte Pastetenbäckerin am Untertor, deren Spezialität die leckeren Churer Pastetli sind, muß den Korb ihrer Austrägerin immer wieder frisch auffüllen. Die ohnedies roten Backen der dicken kleinen Jungfer glühen heute vor Eifer und Aufregung über die ungewohnten Trinkgelder, die sie von gutgelaunten Gästen bekommen hatte. Das Geld besaß damals noch seinen Wert; ein solches delikates Churer Pastetli kostete fünf Rappen. Bis in den Nachmittag hinein dauerte dieses Getriebe, dann flaute es ab. In der Quader ist es still geworden. Zerstampfter Boden, eingeschlagene Pfoften, umgefallene Abgrenzen sind allein zurückgeblieben.

Der Jahresring hat sich geschlossen als ein neues Glied in der Kette der über diesen uralten Wiesengrund hinweg gezogenen Jahrzehnte und Jahrhunderte. Aber auch seine Stunde wird in Bälde schlagen. Neue Zeiten melden sich, Zeiten voll materieller Interessen. Ein Jagen nach Geld und Gut beginnt, das

man in den verflossenen friedlich anspruchs-losen Jahren nicht gekannt hat. Ideelle Güter werden gegen Geldeswert eingetauscht. Neue Bedürfnisse, neue Anschauungen machen sich breit. Freude und Anhänglichkeit an Althergebrachtes werden als hindernder Ballast über Bord geworfen. Trotzdem finden sich immer wieder solche, die mit Darkbarkeit dran denken, daß es ihnen vergönnt war, jene nie wiederkehrenden heimeligen Zeiten mitzuerleben, die Erinnerungen daran wie ein kostbares Gut in ihrem Innern aufbewahren, um deren Bilder lebensfrisch in fast greifbarer Wirklichkeit vor ihrem geistigen Auge erstehen zu lassen.»

Das sind die «Quader Erinnerungen» der Anna von Moor, deren intimum Reiz sich wohl niemand, der noch ein Restchen von Alt Chur mitbekommen hat, entziehen kann. Seit-her hat sich, wie schon die Chronistin selber feststellen mußte, gar manches, wenn nicht fast alles verändert. Die biedermeierlichen, mit Buchs eingefasteten Blumenbeete und die aromatisch duftenden Pflanzen, der Mathiesli und seine Geiß, der «uralte Wiesengrund» mit den weidenden Kühen, sie alle sind längst nicht mehr. Geblieben ist nur das Haus auf der Quader, das uns in zurückgewendeter Sehnsucht wie ein Wahrzeichen einer lebenswerten verklungenen Zeit erscheinen mag.